

## Sigrid Weigel

### Die Stimme auf der Kehrseite der Grammatologie

Mit der Wiederkehr der Stimme – und der vielfältigen Phänomene von Stimme(n) – in den Horizont kulturwissenschaftlicher Interessen<sup>1</sup> ist die Stimme aus dem Schatten eines dekonstruktiven philosophischen Diskurses herausgetreten. War doch in Jacques Derridas *Grammatologie* (1967) die Stimme dasjenige, was die von ihm kritisierte Tradition von Logo-Phonozentrismus und Onto-Theologie am eindeutigsten verkörpert: die Stimme als Zeichen des Zeichens insofern, als sie sich in der von ihm beschriebenen Geschichte abendländischer Metaphysik als Ausdruck von Präsenz und Sinn darstellt. „Jedenfalls ist die Stimme dem Signifikat am nächsten“, so Derridas Zentralthese in jenem Buch, das lange Zeit als Kultbuch der Dekonstruktion<sup>2</sup> galt:

ob man es nun sehr genau als (gedachten und gelebten) Sinn oder etwas weniger genau als Ding bestimmt. Jeder Signifikant, zumal der geschriebene, wäre bloßes Derivat, verglichen mit der von der Seele oder dem denkbaren Erfassen des Sinns, ja sogar dem Ding selbst untrennbaren Stimme. [...] Unangetastet bleibt somit ihre Herkunft aus jenem Logozentrismus, der zugleich Phonozentrismus ist: absolute Nähe der Stimme zum Sein, der Stimme zum Sinn des Seins, der Stimme zu Idealität des Sinns.<sup>3</sup>

Dieser Blick auf die Stimme als Repräsentantin von Sinn und Sein ist geprägt durch den Gegensatz von Stimme und Schrift und motiviert durch die Rehabilitierung der Schrift aus ihrer Bewertung als Sekundärphänomen, als „bloßes“ Notationssystem des Gesprochenen, von diesem abhängig und ihm nachgelagert. Damit verengt sich aber der Blick auf die Stimme als Medium von Aussagen, während dagegen der akustische Signifikant, d. h. die Materialität der Stimme und die ganze Dimension von Klang- und Affektmodulation, ausgeblendet

---

<sup>1</sup> Vgl. Göttert, Karl-Heinz, *Geschichte der Stimme*, München 1998; Meyer-Kalkus, Reinhardt, *Stimme und Sprechkünste im 20. Jahrhundert*, Berlin 2001; Kittler, Friedrich, Thomas Macho und Sigrid Weigel (Hg.), *Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Medien- und Kulturgeschichte der Stimme*, Berlin 2002; Epping-Jäger, Cornelia, und Erika Linz (Hg.): *Medien/Stimmen*, Köln 2003; Felderer, Brigitte (Hg.), *Phonorama. Eine Kulturgeschichte der Stimme als Medium*, Berlin 2004; Kolesch, Doris, und Jenny Schrödl (Hg.), *Kunst-Stimmen*, Berlin 2004.

<sup>2</sup> Das bedeutet nicht, dass die Abwertung der Stimme notwendig aus einem dekonstruktiven Ansatz heraus erfolgt. Den Gegenbeweis stellen die Arbeiten von Bettine Menke zur Prosopoiia und zur Rhetorik der Stimme dar, vgl. etwa: „Die Stimme der Rhetorik – Die Rhetorik der Stimme“, in: *Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Medien- und Kulturgeschichte der Stimme*, hg. v. Friedrich Kittler, Thomas Macho und Sigrid Weigel, Berlin 2002, S. 115-132.

<sup>3</sup> Derrida, Jacques, *Grammatologie*, Frankfurt am Main 1974, S. 25.

bleiben. Damit geraten diejenigen Äußerungen der Stimme, die dem Sinn vorausgehen, ebenso aus dem Blick wie dasjenige, was sich als Überschuss oder auch als Störung oder Unterbrechung von Aussagen darstellt, wie Atem, Rhythmus, Zögern, Lautstärke etc. bis hin zu stimmlichen Manifestationen jenseits des Sinns wie Lachen, Weinen, Schreien, Wimmern etc. – also all das, was „die menschliche Rede überschreitet“ oder die „gesamte extreme Vokalität außerhalb der Rede“.<sup>4</sup>

Das Urteil, das die *Grammatologie* über die Stimme verhängt hat, ist selbst einer metaphysischen Perspektive geschuldet, der Frage nach der Funktion der Stimme als Träger von Sinn oder, anders gesagt: als Medium von Rede, Aussage oder Semantik. Man braucht aber nur die Abteilung oder das Regal in der Bibliothek zu wechseln und sich im Archiv anderer Fächer als dem der Philosophie über die Stimme zu informieren, um auf ganz andere Begriffe der Stimme zu stoßen. So findet sich im musikwissenschaftlichen Standardwörterbuch *Musik in Geschichte und Gegenwart* z. B. folgender Eintrag:

Stimme. Zur Wortgeschichte. Griech. φωνή bezeichnet den Klang der menschlichen St., der durch die Artikulation Sinnträger wird. Indem die frühe MTh. ihre Grundbegriffe ‚symphonia‘ (‚consonantia‘) - ‚diaphonia‘ (‚dissonantia‘) von φωνή herleitet, benennt sie die geistige Ordnung zwischen den Tönen (φθόγγοι, soni) als ihr Arbeitsfeld.<sup>5</sup>

Ausgangspunkt einer musikwissenschaftlichen Betrachtung der Stimme ist notwendigerweise der Klang, um von dort aus die Ordnung der Töne zu betrachten. Deren Grundoperation – in der Musik ebenso wie in der Sprache – ist die *consonantia*, eine Operation, die man als *ars combinatoriae* von Tönen oder physisch-akustischen Elementen bezeichnen könnte, in der diese durch Fügung, Abstand und Rhythmisierung zu sinnvollen Einheiten verbunden werden. Die Art und Weise, wie Signifikanten – im Fall der Stimme ist es der Klang – durch Artikulation zum Sinnträger werden, bezeichnet aber genau jenen Vorgang, der, als *différance* benannt, im Zentrum von Derridas theoretischen Überlegungen steht. Gerade der nuancenreiche Übergang von unartikulierten Tönen zu phonetischen Sinneinheiten wäre ein sehr ergiebiges Feld zum Studium von *différance*, jener Spur von Materiellem, die dem Sinn vorausgeht, aber im Vorgang der Artikulation, des Schreibens oder Sprechens zum bedeutungsproduzierenden Signifikanten wird, ein Vorgang, den Derrida als Grund und

---

<sup>4</sup> Poizat, Michel, „Teuflich oder göttlich? Der lyrische Genuß“, in: *Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Medien- und Kulturgeschichte der Stimme*, hg. v. Friedrich Kittler, Thomas Macho und Sigrid Weigel, Berlin 2002, S. 222 und 230.

<sup>5</sup> Blume, Friedrich (Hg.), *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Kassel 1986, Bd. 12, S. 1342.

Voraussetzung jeder Grammatologie beschrieben hat: „Es gilt, die Spur vor dem Seienden zu denken.“<sup>6</sup>

Julia Kristeva hatte die physische Dimension der Stimme als Gegenpart der sprachlichen Ordnung und Aussagenlogik ins Zentrum ihrer *Revolution der poetischen Sprache* (1974, deutsch 1978) gestellt, mit dem Begriff des „Semiotischen“ benannt, im psychoanalytischen Sinne als Medium des Begehrens definiert und dem Symbolischen bzw. dem Gesetz der Sprache (im Lacan'schen Sinne) entgegengestellt. Im Kontext ihrer Theorie müsste man die These von Derrida also genau umdrehen und festhalten: Die Stimme ist dem Signifikanten am nächsten. Die Stimme wäre damit also dasjenige Medium, mit dem die Transformationen und Übergänge zwischen Signifikant und Signifikat, Leiblichem und Intellegiblem, Kreatürlichem und Sozialem vollzogen werden und das somit auch im Zentrum der konfliktreichen Verhandlungen über die genannten Gegensätze steht. „Die Ambivalenz der Stimme hat hier ihren Ursprung, denn auch wenn sie einer symbolischen Äußerung verpflichtet ist, stellt sie doch auch jenen Rest einer Instanz des absoluten, nicht auf das Symbolische reduzierbaren Genusses dar.“<sup>7</sup> [...]

Wenn Derrida in der *Grammatologie* also ein Konzept von Schrift, verstanden als Spur und *différance*, der Stimme als Signum der Anwesenheit entgegensetzt bzw. dieser vorausgehen lässt, dann markiert die Stimme als Phänomen von *différance* und Überschuss gleichsam die Kehrseite seines Buches. *Diese* Stimme aber ist in der europäischen Kulturgeschichte mindestens so bedeutsam und wirkungsvoll wie die Stimme als Zeichen von Präsenz. Die Tatsache, dass ihr bei Derrida keine Aufmerksamkeit zukommt, erklärt sich aus der philosophiegeschichtlichen Perspektive seiner Betrachtungen. Mit dem jüngst wiedererwachten kulturwissenschaftlichen Interesse am Phänomen der Stimme/n hat gerade diese Kehrseite eine besondere Aufmerksamkeit erfahren: die Stimme diesseits des Zeichens und die Stimme jenseits von Logos und Sinn.

---

<sup>6</sup> Derrida, Jacques: *Grammatologie*, Frankfurt am Main 1974, S. 82.

<sup>7</sup> Poizat, Michel, „Teuflich oder göttlich? Der lyrische Genuß“, in: *Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Medien- und Kulturgeschichte der Stimme*, hg. v. Friedrich Kittler, Thomas Macho und Sigrid Weigel, Berlin 2002, S. 232.